

Der Umgang der Stadt Berlin mit dem Olympiagelände: die bezirkliche Perspektive

Oliver Schruoffeneger

Charlottenburg-Wilmersdorf ist der zentrale westliche Innenstadtbezirk Berlins. Rund 350.000 Einwohner leben hier und der Bezirk ist der größte Handelsstandort der Stadt. Zugleich prägen viele Büros das Bild des Bezirks. International bekannt sind neben dem Olympiastadion, der Kurfürstendamm sowie der Tauentzien als Einkaufsstraßen und auch die Gedächtniskirche als Mahnmal gegen den Krieg. In diesem Beitrag wird daher über den Umgang der Stadt mit dem Olympiagelände hinaus eine Einbettung in die aktuelle Erinnerungsarbeit im Bezirk versucht werden.

Der Bezirk lebt aber auch von seinem Image. Die sprichwörtlichen „Golden Twenties“, die Cafés und Restaurants der Bohème der 20er-Jahre, aber auch das Kaufhaus KADEWE und das Café Kranzler, sie alle prägen den Ruf der City-West in Charlottenburg-Wilmersdorf. Die Anziehungskraft für Menschen, die gerne als Touristen und Touristinnen in die Stadt kommen, basiert ebenfalls auf dieser Geschichte.

Doch all das ist ohne die Verknüpfung mit der Geschichte der Menschen jüdischen Glaubens in der Stadt gar nicht denkbar. Das jüdische Leben ist ein Teil der DNA des Bezirks Charlottenburg-Wilmersdorf. Dies wollen wir in den nächsten Jahren wieder viel stärker ins Bewusstsein der Menschen rücken. In der City-West wurden um die 90 Prozent des Einzelhandels durch jüdische Einzelhändler betrieben. Das romanische Café, als berühmter Treffpunkt, das Haus Vaterland und viele andere Orte prägten das kulturelle Leben der Stadt.

Das Café Kranzler wird im Grips Theaterstück „Linie 1“ als Treffpunkt der „Wilmersdorfer Witwen“ besungen und ist dadurch erneut weit über Berlin hinaus zu Ruhm gelangt. Seit diesem Stück sind die „Wilmersdorfer Witwen“ der Inbegriff für die gutbürgerlichen Witwen der Nazibeamten, die von den Pensionen ihrer Männer gut lebten und wieder hetzten, jetzt nicht mehr gegen Juden, sondern gegen Punks, Jugendliche, Ausländer und alle anderen, die nicht ihrer Auffassung von Zucht und Ordnung entsprachen. Die „Wilmersdorfer Witwen“ sind damit zu einem stehenden Begriff geworden, der ebenfalls untrennbar mit dem Bezirk verbunden ist.

Der Bezirk war aber auch ein Ort der Täter. Direkt neben dem Olympiastadion und der Waldbühne liegt die Murellenschlucht. Hier wurden Deserteure erschossen, 1 km entfernt vom Maifeld, wo noch im März 1945 bei einem Aufmarsch der Hitlerjugend tausende von Jugendlichen mit Durchhalteparolen in den Krieg geschickt wurden.

Von Gleis 17 wurden Zehntausende in die Konzentrationslager nach Osten verbracht. Mitten in die Stadt, für alle sichtbar. Von hier aus führen die ersten Züge nach Riga zu den dortigen Erschießungsstätten.

In den 1960er und 1980er-Jahren war der Bezirk dann neuer Wohnort für viele Menschen jüdischen Glaubens, die aus der Sowjetunion nach Deutschland auswandern durften. Im Volksmund kursierte der Name Charlottengrad als Anspielung auf die Herkunft der neuen Bürger der Stadt und in den 1990er-Jahren kamen erneut viele Menschen aus den Ländern der ehemaligen Sowjetunion nach Charlottenburg-Wilmersdorf. Die Mehrheit der Mitglieder der Jüdischen Gemeinde Berlins kommt mittlerweile aus den mittel- und osteuropäischen Ländern.

Der Bezirk tut also gut daran, die eigene Geschichte und die Geschichte seiner Bürger genauer zu betrachten. Charlottenburg-Wilmersdorf ist ohne die Geschichte des jüdischen Lebens gar nicht denkbar. In den nächsten Jahren wird es darauf ankommen, diese DNA erkennbar und sichtbar werden zu lassen und die Geschichten des jüdischen Lebens zu erzählen sowie im öffentlichen Raum wahrnehmbar zu machen – klarzumachen, dass das jüdische Leben zum Bezirk gehört, das es die Normalität des Bezirks war und ist. Und das nicht unterschieden werden kann zwischen deutscher Gesellschaft auf der einen Seite und jüdischer Bevölkerung auf der anderen.

Der öffentliche Raum als Folie der Geschichtserzählung

In zehn Jahren wird es keine Zeitzeugen des Holocausts mehr geben. Wie kann Gedenkarbeit dann stattfinden. Wirksames Gedenken braucht Empathie und nicht nur den Verstand. So wichtig wie unsere Gedenkstätten, Museen, die Literatur und die Filme sind, braucht es mehr, um das „nie wieder“ in den Herzen der Menschen zu verankern. Die notwendige Empathie für aktives Handeln gegen Antisemitismus kommt aus dem emotionalen Verstehen der Geschichte, kommt durch Identifikation mit den Opfern zustande und diese Identifikation kommt aus dem Erzählen und Verstehen der kleinen Geschichten des Lebens ebenso wie aus dem Mitleiden mit den Opfern.

Wir wollen daher in den nächsten Jahren den öffentlichen Raum des Bezirks nutzen, um die Geschichten zu erzählen, die Geschichte der Orte, die Geschichte der Menschen.

Grünfeld Ecke

Als erstes haben wir im November 2023 den bisherigen Joachimthaler Platz in Grünfeld-Ecke umbenannt.

Durch diese Benennung soll an das Kaufhaus und die Familie Grünfeld erinnert werden. Das Grünfeld-Kaufhaus prägte den Platz seit seiner Eröffnung im Jahr 1926, sodass die Ecke im Volksmund bald Grünfeld-Eck hieß. Die Familie Grünfeld installierte im Jahre 1873 nicht nur den ersten Versandhandel, Heinrich Grünfeld, war später ab 1919 der Gründungspräsident der Hauptgemeinschaft des Deutschen Einzelhandels (HdE), bis er dieses Amt im Jahr 1933 aufgab und damit auf die massiven Angriffe in der NS-Propagandaschrift *Der Stürmer*, sowie nationalsozialistische Beschlüsse des Vorstandes der HdE reagierte. 1938 wurde das Kaufhaus dann durch die Firma „Max Kühl“ arisiert, die aber ohne die Popularität der Marke Grünfeld nicht auszukommen glaubte und deshalb im Namen noch den Zusatz „vormals F.V. Grünfeld“ trug. 1939 emigrierte die Familie Grünfeld dann nach Palästina.

Yva Bogen

Im Jahr 2024 beginnen wir mit der Neugestaltung des Yva-Bogens. Während Yvas Schüler Helmut Newton als Fotograf berühmt wurde und es ein eigenes Newton Museum gibt, wurde Yva 1942 in Sobibor ermordet und geriet weitgehend in Vergessenheit.

Auf großen digitalen Schaukästen entlang der Wand der S-Bahn soll die Geschichte von Yva erzählt und ihre Kunst gezeigt werden.

Yva hieß eigentlich Else Ernestine Neuländer-Simon. Yva war eine gefragte Modefotografin und veröffentlichte in renommierten Zeitungen und Illustrierten wie *Die Dame*, *Uhu*, *Berliner Illustrierte Zeitung*, *Münchner Illustrierte Presse* und *Das Deutsche Lichtbild*. Zudem porträtierte sie prominente Personen des öffentlichen Lebens. Auf dem Höhepunkt ihrer Karriere beschäftigte sie bis zu zehn Angestellte. Ihr berufliches Leben spielte sich komplett in Charlottenburg ab, wo sie nicht nur ihre Ateliers hatte, sondern

auch wohnte. 1933 erhielt sie ein Berufsverbot und arbeitete danach als Röntgenassistentin im Jüdischen Krankenhaus.

Der Kulturbund

1933 entwickelte der junge Regieassistent Kurt Baumann, der seine Stelle an der Staatsoper, der Volksbühne und der städtischen Oper nach dem „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ als „nicht-arischer“ Mitarbeiter verloren hatte, das Konzept zur Gründung eines Kulturbundes für jüdische Kulturschaffende und jüdisches Publikum. Kurt Singer gewann er sehr schnell als aktiven Mitstreiter. Der Kulturbund hatte seine Büros dann in der Mommsenstraße im Bezirk Charlottenburg. Allen Widrigkeiten zum Trotz konnte der Kulturbund in den Jahren 1933 bis 1941 in seinen Hochzeiten bis zu 200 jüdischen Kulturschaffenden eine Festanstellung und damit einen Lebensunterhalt sichern. Im Winter 1933 hatte der Kulturbund zirka 20.000 Mitglieder. Fast sechs Jahre lang gab es jeden Abend eine (fast immer ausverkaufte) Vorstellung. 1941 wurde der Kulturbund von der Gestapo aufgelöst. Kurt Singer war schon zuvor 1938 nach Amsterdam geflohen, wurde dort 1943 verhaftet und nach Theresienstadt deportiert. Dort starb er am 7. Februar 1944 an den Haftbedingungen. Kurt Baumann gelang die Flucht in die USA, wo er seine künstlerische Karriere als Ken Baumann fortsetzte.

Bisher haben wir ungefähr 50 weitere Geschichten identifiziert, die erzählt werden sollen. In den nächsten Jahren werden diese jeweils genauer recherchiert. Anschließend wird ein Beirat jeweils beraten, in welcher Form die Aufbereitung stattfinden soll. Die neuen technischen Möglichkeiten werden dabei eine herausragende Rolle spielen. Diese machen es möglich, zu einzelnen Themen kleine Theaterstücke oder Kompositionen zu entwickeln und diese dann über QR-Codes direkt an Ort und Stelle erlebbar zu machen. Anhand von Augmented Reality wird es möglich sein, sich als Betrachter in die damalige Zeit zu versetzen und selber in der Schlange vor dem Reisebüro zu stehen, dass für 50.000 Menschen die Ausreise nach Palästina organisiert hat. Dadurch werden vielfältigste Formate gleichzeitig denkbar, um sich die Historie des jeweiligen Ortes zu erschließen.

Es entsteht eine Sammlung von Erzählungen, die sich ständig weiterentwickelt. Neue Formate können hinzukommen, eine Biografie kann weiter erforscht werden, neue Generationen können neue Formate der Darstellung entwickeln und nach und nach entsteht eine umfassende Darstellung

des jüdischen Lebens in all seinen Facetten in der Geschichte der City-West.

Immer wieder bieten sich Anreize für neue Generationen von Studierenden und KünstlerInnen, eine Geschichte noch einmal neu und anders zu erzählen und dabei weitere Details einzufügen oder einen neuen Blick darauf zu werfen.

Neben diesem Projekt der Verdeutlichung des jüdischen Lebens für die Entwicklung im Bezirk, müssen wir uns aber auch den Orten der Täter noch einmal entschlossener als bisher zuwenden. Vor vier Jahren habe ich daher beim Institut für Zeitgeschichte ein Gutachten in Auftrag gegeben, das sich mit dem Olympiagelände auseinandersetzen sollte. Das Gutachten entwickelte Vorschläge zum Umgang mit diesem Ort. Vorausgegangen war eine politische Entscheidung einige Jahre zuvor, die mir ein erhebliches Unwohlsein bereitet hatte.

Das Abgeordnetenhaus beschloss die Verlagerung der Eliteschule des Sportes (unter anderem für den Bereich Fußball) in freistehende Gebäude auf das Olympiagelände. Meine Fragen damals: Was macht es mit der Psyche von jungen Menschen, die den Traum einer Fußballprofikarriere träumen, wenn sie jeden Tag in einem monumentalen Gebäude der Naziarchitektur lernen und dort aufwachsen. Was macht es mit ihnen, wenn Sie jeden Tag eine Eingangshalle mit Nazisprüchen an der Wand durchqueren (z.B. „Kraft im Wagen, Kraft im Entsagen“). Das Gutachten hält dazu fest: „Entlang der Begriffe von Kampf, Stärke und Opferbereitschaft ist hier, – bis zur Gegenwart! – eine klare, im Kern dem Nationalsozialismus wesensverwandte völkische Botschaft präsent.“ (Hof/Brechtken 2021: 52; vgl. auch zur Verwendung von Sprüchen von Friedrich Ludwig Jahn im Deutschen Sportforum auch March 1936: 49).

Diese Fragen habe ich im Hauptausschuss des Abgeordnetenhauses damals zwar eingebracht, ernsthaft beantwortet oder diskutiert wurden die Fragen von der damaligen Sportverwaltung aber nicht. Als ich dann in den Jahren 2016 bis 2021 für die Denkmalschutzbehörde im Bezirk zuständig war, erinnerte ich mich an dieses Unbehagen und als die Diskussion um neue Nutzungskonzepte für das Olympiagelände aufkam, sollte das Gutachten einen Einstieg in eine neue Diskussion um den Umgang mit der Vergangenheit für dieses Gelände schaffen.

Das Olympiagelände

In vielen anderen Beiträgen dieses Bandes wird auf die Frage eingegangen, wie auf dem Gelände des Olympiageländes die Geschichtsaufarbeitung wahrgenommen werden soll. Das Gutachten des Instituts für Zeitgeschichte sollte einen Aufschlag für einen Neubeginn der Diskussion erwirken. Darüber hinaus wurde es aber zu einer vernichtenden Kritik über den bisherigen Umgang Berlins mit seiner historischen Verantwortung am Ort Olympiagelände. Im Vergleich mit Nürnberg, München oder Garmisch wurde sehr deutlich herausgearbeitet, dass sich Berlin einer angemessenen Auseinandersetzung mit dem Ort und mit der Frage, wie man diesen Ort jetzt für das Gedenken und Erinnern gestalten muss, bisher verweigert hat.

Damit rückt eine weitere Thematik in den Vordergrund. An diesem Ort muss diskutiert werden, warum es so lange möglich war, sich um das Thema zu drücken, warum es bei der Sanierung des Stadions Anfang der 2000er Jahre nicht gleichzeitig eine intensive Aufarbeitung der Vergangenheit auf dem Gelände gab und diese stattdessen in die gegen Eintritt zu besichtigenden Räume des Sportmuseums verlagert wurde. Warum haben wir in Berlin nicht, wie die anderen Städte, aktiv die Auseinandersetzung um Gedenk- und Erinnerungskonzepte an diesem durch und durch von Nazis geprägten und missbrauchten Ort gesucht?

Das Gutachten konnte leider erneut nicht genutzt werden, um die Auseinandersetzung endlich zu beginnen. Parallel zu der von uns eröffneten Diskussion um die Notwendigkeit auf dem Olympiagelände auch das Erinnern in den Vordergrund zu rücken, diskutierte die Senatsinnenverwaltung als Flächeneigentümer und für Sport zuständige Verwaltung neue Nutzungsideen des Geländes und augenscheinlich störte eine Auseinandersetzung um die historische Bedeutung des Ortes dabei. Das Gutachten legt nahe, durch gestalterische Maßnahmen auf dem Gelände den Bruch mit der Vergangenheit deutlich werden zu lassen, neu zu diskutieren, wie das Verhältnis von Denkmalschutz zu einer bewussten Auseinandersetzung mit der Geschichte ist, Straßen und Wege umzubenennen, die Funktion von Skulpturen und Kunstwerken zu klären.

Der Verlauf der Debatte in den letzten vier Jahren und die Ignoranz der zuständigen Senatsverwaltung hat mich nun zu der Überzeugung kommen lassen, dass die Debatte grundsätzlicher geführt werden und bedeutenden Einfluss auf die neuen Nutzungsideen haben muss.

Das Nutzungskonzept des Senats

Ende 2020 hat die Senatsverwaltung für Inneres ihre Gesamtkonzeption für die Zukunft des Olympiaparks vorgelegt. Insgesamt sollen in den nächsten Jahren deutlich mehr als 600 Millionen Euro investiert werden. Es ist höchste Zeit, diese Diskussion zu beginnen. Hierzu werden folgende Thesen vorgestellt:

1. Der Olympiapark ist ein historisch massiv belastetes Gelände. Die dortigen Olympischen Spiele waren ein massiver Missbrauch des Sports und insbesondere des olympischen Gedankens für den innen- und außenpolitischen Machtmissbrauch der Nazis. Das Maifeld war ein Aufmarschplatz für Kinder und Jugendliche, die in den Krieg geschickt wurden. Der spätere Umgang Berlins mit dieser Geschichte auf dem Gelände zeigt bis heute die fehlende Bereitschaft, sich aktiv der Aufarbeitung dieser Themen zu stellen und ist damit selber wieder politisch und historisch ein eigenständiges Thema. Jedes Nutzungskonzept muss dazu beitragen, den Olympischen Park zu einem politischen und historischen Lernort weiterzuentwickeln.
2. Eine der Grundlagen des Faschismus ist der Elitegedanke, der heute noch zu einem oftmals überhöhten Leistungsgedanken gerade im Sport führt. Dies wird besonders in der immer noch weit verbreiteten Dopingkultur deutlich, aber auch die in den letzten Jahren immer deutlicher gewordenen jahrelangen Fälle von Misshandlungen und Missbrauch im Leistungssport von Trainer/innen gegenüber jugendlichen Sportler/innen und das Schweigen darüber sind deutliche Zeichen für die immer noch unveränderte Problematik eines überhöhten Leistungsdenkens und der daraus abgeleiteten Machtfantasien. Eine glaubwürdige Abkehr von der Geschichte des Ortes, die sich mit den Ursachen und Wurzeln der Geschichte befasst, kann nicht mit einer Konzentration auf das Sporttreiben unter Leistungsgesichtspunkten (Leistungszentren, Eliteschule des Sports, usw.) einhergehen, sondern erfordert in der Nutzung des Geländes einen klaren Bruch mit einer sportlichen Leistungsorientierung.
3. Die Rolle des deutschen Vereinswesens für die Ausbreitung des Nationalsozialismus ist nicht zu unterschätzen. Gerade die Sportvereine und -verbände waren oftmals sehr früh aktive Unterstützer Hitlers. Hier gilt, die Glaubwürdigkeit wird nicht dadurch hergestellt, dass große Flächen des Areals Vereinen vorbehalten ist, sondern durch eine weitgehend öffentliche Nutzbar- und Erlebbarkeit für alle Menschen, unabhängig von Mitgliedschaften in Vereinen. Diejenigen Vereine und Verbände, die auf

den Flächen angesiedelt werden, sollten eine gemeinsame Ausstellung zu Ihrer Rolle im Nationalsozialismus entwickeln, die im Olympiapark gezeigt wird. Dazu gehört eine Benennung von Menschen, die aufgrund politischer Vorgaben oder Beschlüsse die Vereine verlassen mussten, Funktionen verloren und an Wettkämpfen nicht mehr teilnehmen durften.

4. Der Ort Waldbühne/Murellenschlucht als Ort der Erschießung von Deserteurern muss ebenso aufgearbeitet und dargestellt werden, wie das Maifeld als Aufmarschplatz für Jugendliche, die in den Krieg geschickt wurden.
5. Die vorhandenen Baulichkeiten haben Potential für Ateliers und Werkstätten, die als Arbeitsorte für Künstler/Innen gestaltet werden sollten. Schwerpunkte sollte das Genre Land-Art sein und die gesamten Flächen des Olympiaparks sollten als Berliner Land-Art-Park entwickelt werden. Thematisch sollte damit die Auseinandersetzung mit Sport und der Geschichte des Geländes im Vordergrund stehen.

Das von der Senatsverwaltung für Inneres vorgelegte Nutzungskonzept wird diesen Ansprüchen nicht gerecht (vgl. Anlage zur Senatsvorlage 0887 H für den Hauptausschuss 2020: 24). Schon das Motto „Olympisch in allen Dimensionen“ lässt jegliche Reflexion zur eigenen Geschichte vermissen. Zum Umgang mit der eigenen Geschichte gibt es im gesamten Konzept keinen einzigen Satz. Die hundertjährige Geschichte des Geländes wird nur im Kontext des „sanierungsbedürftigen Zustandes“ der Anlagen erwähnt. Geradezu ins Absurde verkehrt sich das Geschichtsbewusstsein des Konzeptes dann aber unter der Überschrift „Übergreifende Idee“. Dort wird formuliert: „Es ist auch die erlebbare Geschichte des Olympiaparks dessen städtebauliche Grundkomposition auf die Olympischen Spiele 1936 zurückgeht, die ihn einzigartig macht. Wie sein sportliches Profil ist diese Geschichte untrennbar mit den Merkmalen der Olympischen Idee und deren Werte verbunden.“ (ebd.: 24) Diese Feststellung dokumentiert eine skandalöse Geschichtsvergessenheit, die leider die weiteren Absätze durchzieht. Eines von drei wesentlichen Handlungsfeldern trägt die Überschrift „Historie und Events“. Mit der Satzeinleitung „Mit seiner Verantwortung als progressives Denkmal,“ kommt Hoffnung auf, dass nun endlich einige Sätze zur Geschichte des Ortes folgen, doch diese wird enttäuscht, denn der Satz wird fortgeführt: „ist der Olympiapark in einen Lern- und Zukunftsort zu transformieren, in welchem die Vergangenheit, die Gegenwart und Zukunft Olympischer und Paraolympischer Spiele erlebbar gemacht wird.“ (ebd.:

25) Diese positive und kritiklose Verklärung der Olympischen Spiele 1936 zieht sich selbst in den Details durch den Text. Für das Maifeld wird eine Nutzung für einen „virtuellen Wettlauf mit Jesse Owens und Usain Bolt“ vorgeschlagen, auch hier ohne die Chance zu ergreifen, anhand der Person von Jesse Owen den politischen Missbrauch der Spiele zu erklären. Hier könnten Geschichten erzählt werden, die das Funktionieren von Rassismus bis in die heutige Zeit verdeutlichen. (vgl. Kerber 2020)

Um den Bruch mit der Geschichte zu ermöglichen, ist eine Umkehrung der Prioritätensetzungen des vorliegenden Konzeptes nötig („Neben der primären Ausrichtung auf Nachwuchsleistungs- und Spitzensport kann er jedoch unter Berücksichtigung der Trends im Sportverhalten der Bevölkerung ein Zuhause für die sporttreibenden BerlinerInnen sein.“) (vgl. Anlage zur Senatsvorlage 0887 H für den Hauptausschuss 2020: 9) Diese Grundsatzposition hat dann erhebliche Auswirkungen auf die konkreten Flächenbelegungen.

Die Fixierung auf die Olympische Spiele ist in einem modernen Konzept nicht mehr angemessen. Olympische Spiele sind mittlerweile aufgrund ihres Gigantismus und der sozialen und ökologischen Auswirkungen in den Austragungsorten mehr als umstritten. In dem Konzept werden die Olympischen Spiele aber weiterhin völlig unkritisch vermarktet. („Zur Umsetzung der Vision, im Olympiapark die Faszination der Olympischen und der Paraolympischen Spiele zeitgemäß zu präsentieren, wird vorgeschlagen, ein Pendant des Deutschen Hauses – physisch oder virtuell – für die Dauer des Events im Olympiapark zu etablieren. Hier könnten beispielsweise publikumswirksame Formate wie ‚Public Viewing‘, medienwirksame Veranstaltungen unter Beteiligung von Sponsoren und AthletInnen oder Programme zum Kennenlernen der Kultur des Gastgeberlandes angeboten und inszeniert werden.“; ebd.: 34) Eine weitere Nutzung für den Spitzensport und vielleicht auch für eine neue Olympiabewerbung ist meiner Ansicht nach nur denkbar, wenn der Ort sehr klar und deutlich die Auseinandersetzung mit der eignen Geschichte deutlich macht, statt diese einfach auszublenden.

Literatur

Anlage zur Senatsvorlage 0887 H für den Hauptausschuss 2020: Studie: Olympiapark Berlin – Gesamtnutzungs- und Entwicklungskonzept, Senatsverwaltung für Inneres und Sport, Oktober.

- Hof, Tobias/Magnus Brechtken 2021: Das Olympiagelände in Berlin: NS-Tradition und Erinnerungskultur, München/Berlin.
- Kerber, Matthias 2020: Olympia 1936: Als Jesse Owens Adolf Hitler vorführte, in: Abendzeitung München v. 25.07., <https://www.abendzeitung-muenchen.de/sport/olympia-1936-als-jesse-owens-adolf-hitler-vorfuehrte-art-547040>.
- March, Werner 1936: Die baukünstlerische Gestaltung des Reichssportfeldes, in: Reichsministerium des Inneren (Hg.), Das Reichssportfeld. Eine Schöpfung des Dritten Reiches für die Olympischen Spiele und die Deutschen Leibesübungen, Berlin, S. 27–55.